

# 1. Theoretischer Hintergrund

## 1.1. Sexualforschung

Im alten Testament, der primären Quelle des jüdischen Gesetzes, finden sich etliche Regeln bezüglich Sexualität. Die zehn Gebote verbieten z.B. den Ehebruch (Exodus 20:13), Homosexualität wird verdammt (Leviticus 18:22; 21:13). Gleichzeitig wurde Sex als etwas Freudvolles, sogar Kreatives betrachtet. Sex war nicht verwerflich an sich oder allein auf die Reproduktion beschränkt (Masters, Johnson & Kolodny, 1987). Mit der Entwicklung des Christentums vermischten sich griechische und jüdische Einstellungen. Im Gegensatz zum Judentum, das keine Trennung von physischer und mentaler Liebe kannte, übernahmen die frühen Christen von den Griechen *eros* und *agape*, die fleischlich-geschlechtliche und die spirituell-metaphysische Liebe (Gordis, 1977). So kam es mit dem Neuen Testament und seinen Weltuntergangsmysmen zu einer Erhöhung des Ideals des Zölibats. In anderen Teilen der Welt hatte man zum Sex und zur Sexualität eine grundsätzlich positivere Haltung. Speziell bei den Hindus und im alten Orient waren viele sexuelle Praktiken und Aktivitäten akzeptiert und erwünscht, wenn nicht sogar ein Teil des Weges zur Erleuchtung.

Im 12. und 13. Jahrhundert wurde der Einfluss der Kirche in Europa immer größer. Es herrschte eine generell unterdrückende, offiziell lustfeindliche Einstellung gegenüber Sexualität, solange sie nicht der Fortpflanzung diene. Reine Liebe wurde als unvereinbar mit der fleischlichen Begierde gesehen, was u.a. dazu führte, dass Liebende nackt nebeneinander die Nacht verbrachten, um die Vollkommenheit ihrer Liebe zu beweisen. Es war auch ungefähr zu dieser Zeit, als die ersten Keuschheitsgürtel auftauchten. Ursprünglich dazu gedacht, Vergewaltigungen zu verhindern, wurden sie auch bald ein Mittel, das rechtmäßige „Eigentum“ des Mannes zu beschützen (Tannahill, 1980).

Mit dem aufkommenden humanistischen Gedankengut im 17. Jahrhundert lockerten sich auch die moralischen Restriktionen bzgl. der Sexualität. Protestantische Reformisten, wie z.B. Luther, sahen im Sex keine Sünde an sich und in Keuschheit und Zölibat kein Zeichen von Tugend (Sussmann, 1976). Während sich in Europa, besonders in Frankreich und England, die Sitten etwas lockerten, regierten in Nordamerika die Puritaner mit ihrer rigiden Haltung zum Ehebruch und vorehelichen

Geschlechtsverkehr, eindrucklich illustriert durch Nathaniel Hawthorne (1850) in seinem Roman „The Scarlet Letter“.

Mitte des 18. Jahrhunderts hielten Tugendhaftigkeit und Prüderie auch in Europa wieder Einzug. Das „Viktorianische Zeitalter“ war angebrochen. Reinheit und Unschuld waren die teuersten Schätze der Frau und nicht einmal durch einen unreinen Gedanken zu gefährden. So wurden nicht nur Pianobeine züchtig verhüllt, auch Bücher gegengeschlechtlicher Autoren standen nicht nebeneinander im gleichen Bücherregal (Sussmann, 1976). Diese Haltung produzierte natürlich eine Gegenströmung: Im Untergrund florierte das Geschäft mit der Prostitution und Pornographie. Ferner galten die strengen viktorianischen Regeln nicht für alle sozialen Schichten (Sussmann, 1976). Wissenschaft und Medizin leisteten ihren ganz eigenen Beitrag in dieser Zeit. Masturbation sollte so z.B. alle möglichen Krankheiten verursachen, das Gehirn und Nervenzentrum zerstören und unweigerlich zum Wahnsinn führen. Zu dem wurde den Frauen bescheinigt, nur wenig bzw. keine sexuelle Reaktionsfähigkeit zu besitzen (Tannahill, 1980).

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurde begonnen, Sexualität mit zunehmender Objektivität zu betrachten. Die viktorianischen Einflüsse waren zwar in verschiedenen Kreisen noch sehr präsent, aber die Arbeiten von Wissenschaftlern wie Magnus Hirschfeld, Havelock Ellis und nicht zuletzt Sigmund Freud veränderten das Denken über Sexualität radikal.

Es gibt verschiedene Wege und Möglichkeiten, sich wissenschaftlich dem Gegenstand Sexualität zu nähern. In den Anfangszeiten der empirischen Sexualforschung waren Fallstudien sehr populär und bildeten z.B. die Grundlage für die Arbeiten von Freud und Ellis. In der Freudschen Theorie wird Sexualität als der wichtigste integrierende Faktor in der Persönlichkeitsentwicklung betrachtet. Für Freud (1905) ist die „Libido“, d.h. der sexuelle Trieb bzw. die sexuelle Energie, die hauptsächlich Motivationsquelle für jegliches Verhalten. Er selbst hat sich eher wenig über sexuelles Verhalten an sich geäußert. Sein Hauptinteresse galt dem Einfluss des sexuellen Verlangens, bewusst und unbewusst, auf die Ausformungen des Charakters. Empirische Fallstudien umfassen in der Regel die detaillierte Studie von einer bzw. mehreren Personen mit besonderen Charakteristika. Natürlich lassen sich auch im Einzelfall empirische Gesetzmäßigkeiten formulieren (Windelband, 1894).

Aber es verbleibt immer noch ein Erklärungsrest über den Einfluss singulärer Ereignisse und ihrer Wirkung in diesem spezifischen Fall (Asendorpf, 1996). So liegt der Wert von Fallbeschreibungen neben Therapieplanung bzw. Therapieevaluation in der klinischen Praxis für die empirische Wissenschaft vor allen Dingen darin, neue Hypothesen über die Verallgemeinerbarkeit der am Einzelfall beobachteten Ergebnisse zu generieren.

Eines der häufigsten Probleme, vor denen vor allen Dingen die Sexualforschung steht, ist es, eine angemessene Stichprobe zu finden. Sie muss groß genug sein, um der Variabilität der untersuchten Fragestellung Genüge zu tun und sie sollte möglichst repräsentativ sein. Die beste Methode ist die der zufällig gezogenen Stichprobe. Sie verhindert systematische Fehler, die den Untersuchern bei der Auswahl ihrer Stichprobe unterlaufen können und so zu Verzerrungen der Ergebnisse führen. Solche Stichproben sind aber eher die Ausnahme, weil es auch immer noch ethische Grundsätze zu beachten gilt. So entsteht das Problem des sogenannten „*volunteer bias*“. D.h., wer sich für eine wissenschaftliche Untersuchung zur Verfügung stellt, sollte dies freiwillig tun. Es ist aber unmöglich abzuschätzen, ob und wie sich Menschen, die freiwillig über ihre Sexualität vor mehr oder weniger Fremden reden, von denjenigen, die so etwas nicht tun würden, unterscheiden. Und daraus ergibt sich das Problem der Verallgemeinerbarkeit der gefundenen Ergebnisse.

Eine andere Fehlerquelle liegt in der Wahrhaftigkeit der gegebenen Antworten, also in der Frage nach der Ehrlichkeit der Probanden. Fragebögen haben hier den Vorteil, dass sie Anonymität garantieren und der Befragte so keinen peinlichen Situationen ausgesetzt ist. Nur müssen die Probanden vollstes Vertrauen in diese Anonymität haben. Das gilt natürlich nur für Untersuchungen, die auf freiwilliger Basis an einer Normalpopulation durchgeführt werden. Bei der Auswertung von Patientenunterlagen geht man davon aus, dass der Patient bei ausreichender Therapiemotivation aus eigenem Interesse die Items wahrheitsgemäß beantwortet. Um zu kontrollieren, ob die Versuchsperson die einzelnen Items korrekt verstanden hat und willig ist, diese wahrheitsgemäß zu beantworten, werden Validitätsuntersuchungen durchgeführt und sog. Lügenskalen eingesetzt (Asendorpf, 1996).

Alfred C. Kinsey (1894-1956), ursprünglich Zoologe und Insektenforscher, begann Daten zu sammeln, weil er für einen Kurs über die Ehe keine ausreichenden Informationsquellen finden konnte. So befragte er anfänglich systematisch seine Studenten und Kollegen und weitete diese Arbeit dann schnell aus. Am Ende hatten Kinsey und seine Mitarbeiter Material aus über 12000 mündlichen Interviews. Jedes dieser Interviews dauerte von einer bis zu drei Stunden und umfasste 350 bis 521 Fragen. 1948 wurde der erste Teil der „Kinsey-Reporte“ „Sexual Behavior in Human Male“ veröffentlicht. Fünf Jahre später, 1953, erschien dann der zweite Teil „Sexual Behavior in Human Female“. Kinsey wählte die Form des mündlichen Interviews, weil er glaubte, so sicher zu gehen, dass seine Fragen richtig verstanden werden und mögliche Widersprüche gleich aufgedeckt werden können. Ziel seiner Forschung war es, ein objektives Bild über die sexuellen Gewohnheiten der Amerikaner seiner Zeit zu zeichnen. Er stieß mit seinen Bemühungen auf ein geteiltes Echo und wurde vielfältig kritisiert. Der Hauptteil der Kritik richtete sich vor allem gegen seine Stichprobenauswahl. Trotz der enormen Größe seiner Stichprobe war sie weit davon entfernt, den Bevölkerungsdurchschnitt der USA zu repräsentieren. Daten von Farbigen wurden in der ersten Ausgabe erst gar nicht publiziert, weil nicht ausreichend Probanden vorhanden waren. Grundsätzlich wurde sein erster Band „Sexual Behavior in Human Male“ jedoch sehr positiv aufgenommen. Er hielt sich 27 Wochen in den Bestsellerlisten. Anders der zweite Band „Sexual Behavior in Human Female“, der die weibliche Sexualität zum Thema hatte. Verschiedene Zeitungen lehnten es ab, über das Erscheinen des zweiten Buches überhaupt zu berichten, mit der Begründung, Kinseys Resultate wären unmoralisch und antifamiliär. Und in der Tat standen die Ergebnisse des Kinsey-Reports im Konflikt mit vorherrschenden traditionellen Wert- und Moralvorstellungen: 60% der Frauen berichteten von Erfahrungen mit Masturbation, fast 90% hatten vorehelichen und ca. 50% außerehelichen Geschlechtsverkehr und fühlten sich dafür weniger schuldig als erwartet. Kinsey und Kollegen (1954) fanden auch heraus, dass die Masturbation die verlässlichste Methode für Frauen war, zum Orgasmus zu gelangen. An dieser Stelle sei angemerkt, dass die durchschnittliche Dauer des Koitus der von Kinsey Interviewten bei zwei Minuten lag. Religiöse Frauen und Frauen, die vor 1900 geboren wurden, hatten seltener vorehelichen Geschlechtsverkehr und weniger

Orgasmen. Den ersten Orgasmus erlebten die meisten Frauen mit ihrem Partner, 30% durch ehelichen Geschlechtsverkehr, 18% durch Petting, 8% durch vorehelichen Geschlechtsverkehr und 3% durch homosexuelle Kontakte. Das durchschnittliche Alter des ersten Orgasmus für Frauen lag bei 20 Jahren, bei Männern dagegen zwischen 13 und 14 Jahren. Frauen, die vor ihrer Ehe einen Orgasmus erleben durften, hatten auch größere Chancen dies während ihrer Ehen zu tun, als Frauen, die ohne Orgasmuserfahrungen in ihre Ehe eintraten. Insgesamt lag die Orgasmusrate der Frauen deutlich unter der der Männer. Im Alter von 22 Jahren hatten so gut wie 100% der Männer bereits einen Orgasmus erlebt, jedoch nur 60% der Frauen.

Keine Studie nach Kinsey hat die gleiche Breite von sexuellem Verhalten untersucht. Die große Anzahl weiblicher wie auch männlicher Versuchspersonen, sowie der große Aufwand, eine möglichst umfangreiche Stichprobe zu untersuchen, machen sie zu einem Meilenstein in der Sexualforschung.

Eine andere Methode wählte Shere Hite für ihre Untersuchungen von weiblicher und männlicher Sexualität. Ihre Bücher „The Hite Report“ (1976) zur weiblichen Sexualität und „The Hite Report on Male Sexuality“ (1976) zur männlichen Sexualität basieren auf zum größten Teil aus offenen Fragen bestehenden Fragebögen von 3019 Frauen und 7239 Männern. Über die Bedeutung der Hite-Reporte wird kontrovers diskutiert. Hite setzte sich mit ihrer Methodik massivster Kritik aus. So belief sich die Rücklaufquote der Fragebögen trotz einer beachtlichen absoluten Zahl auf nur 3% in der Frauenstudie und nur 6% in der Männerstudie, was es eher unwahrscheinlich macht, dass die eingegangenen Fragebögen die amerikanische Gesamtbevölkerung repräsentieren. Es liegt näher zu schlussfolgern, dass Amerikaner in den 70er Jahren nicht gern Auskunft über ihre Sexualität gaben. Der Vorwurf der mangelnden Repräsentativität wird bestätigt durch den geringen Anteil verheirateter Frauen unter den Teilnehmerinnen. Ein anderer schwerwiegender Vorwurf bezieht sich auf die Art der Fragestellung. So stellt Hite zwar offene Fragen, die den Teilnehmern viel Raum ließen, nur waren diese Fragen nicht immer frei von wertenden Formulierungen. Da ihre Ergebnisse eher in narrativer, anekdotischer Form vorliegen, ist es schwer, sie validen statistischen Analysen zu unterziehen und somit zu quantifizieren oder Zusammenhänge zwischen den Antworten herzustellen. Das macht es schwierig, die Bedeutung Hites Ergebnisse einzuschätzen. Aber genau hierin

liegt auch die Stärke ihrer Arbeit: Anders als in vielen wissenschaftlichen Arbeiten wird Sexualität nicht auf unpersönliche Zahlen reduziert. Vielmehr findet der Leser eine Reihe sehr persönlicher Beschreibungen sexueller Gedanken, Gefühle, Phantasien und Praktiken. Und so liegt der Verdienst von Shere Hite wohl vor allen Dingen darin, erlebte Alltagssexualität einer breiten Öffentlichkeit in deren eigener Sprache vorzustellen, gerade in einem Land, in dem die geringe Rücklaufquote zeigt, dass das „Sprechen“ über Sexualität eher problematisch ist.

Eine andere sehr verbreitete Methode der Stichprobengewinnung, sind Fragebogenuntersuchungen, die von größeren Zeitschriften, wie *Cosmopolitan*, durchgeführt werden. Besonders in den USA liegt die Teilnehmerzahl an solchen Studien weit über der wissenschaftlicher Studien. Aber auch diese haben ihre speziellen Stichprobenprobleme. Erstens repräsentieren die Ergebnisse nur die sexuellen Einstellungen der Leser der betreffenden Zeitschrift, und auch hier nur einen geringen Prozentsatz der Leserschaft. Insofern kann nicht von Repräsentativität gesprochen werden. Darüber hinaus ist nicht immer klar, warum bestimmte Menschen solche Fragebögen ausfüllen und andere nicht. Würden nicht Personen mit einem weniger befriedigenden Sexualeben solche Fragebögen eher übergehen, als Personen, die ein sehr entspanntes Verhältnis zu ihrer Sexualität haben? Auch hier stellt sich die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Antworten.

Masters und Johnson (1966) gingen davon aus, dass ein so komplexes Gebiet wie die menschliche Sexualität nur verstanden werden kann, wenn neben den psychologischen und soziologischen Aspekten auch Anatomie und Physiologie erforscht werden. Weiterhin sahen sie die Beschränkungen, Ergebnisse, die aus der Erforschung der sexuellen Reaktionen bei Tieren gewonnen wurden, auf den Menschen zu übertragen. Und so war es für sie nur konsequent, das Problem sehr direkt anzugehen. 1954 begannen sie in Laborstudien die menschliche Physiologie der Sexualität zu erforschen. Bis 1965 hatten sie sexuelle Aktivitäten von 382 Frauen, darunter 118 Prostituierte, und 312 Männern beobachtet. Die Ergebnisse wurden 1966 in ihrem Werk „Human Sexual Response“ veröffentlicht. 1970 publizierten sie dann „Human Sexual Inadequacy“ und markierten damit den Beginn einer neuen Ära der Behandlung sexueller Störungen auf der Grundlage ihrer Forschungen. Sie entwickelten Methoden, die Veränderungen in der Vagina zu beobachten, die

Durchblutung des Penis in Ruhe und während der Erektion zu messen. Ihre Versuchspersonen masturbierten allein oder mit Partner und hatten Geschlechtsverkehr unter den Augen und Geräten der Wissenschaftler. Ihre Probanden rekrutierten sich dabei hauptsächlich aus der gebildeten, weißen amerikanischen Oberschicht und einigen Prostituierten. Hinzu kommt, dass die Stichprobe dadurch einer starken Selektion unterlag, als dass es Menschen sein mussten, die sich freiwillig bei sehr intimen Vorgängen beobachten lassen. Man kann daher nicht von Repräsentativität der Untersuchungen sprechen. Die so gewonnenen Daten bildeten die Grundlage für ihr Model des sexuellen Reaktionszyklus, welches die heutige Sicht der Wissenschaft auf Sexualität dominiert und auch als Grundlage der Beschreibung und Klassifikation sexueller Störungen dient. Zum Zwecke der Analyse teilten Masters und Johnson (1966) den sexuellen Reaktionszyklus in vier Phasen und beschrieben die körperlichen Veränderungen bei Frauen und Männern anhand der von ihnen postulierten Phasen (Abb1). Sie fanden heraus, dass einige Veränderungen über alle vier Stadien bestehen blieben, andere nur in ganz bestimmten Phasen vorkamen. Das erste Stadium ist das Stadium der Erregung. Die Erregung kann durch verschiedene Stimuli ausgelöst werden. Während dieser Phase verändert sich der Körper derart, dass es Penis und Vagina ermöglicht wird, sich im Koitus zu vereinigen. Dabei muss die sexuelle Vereinigung kein notwendiger Bestandteil des sexuellen Reaktionszyklus sein.

**1. Die Erregungsphase:** Hauptkennzeichen der weiblichen Erregung ist die Lubrikation der Vagina. Sie setzt ungefähr nach 10 bis 30 Sekunden in den Scheidenwänden ein und breitet sich bei anhaltender Erregung bis zum Scheideneingang aus. Da die Scheidenwände keine Drüsen enthalten, handelt es sich eher um einen Prozess der Transsudation mukoider Flüssigkeit, aufgrund einer allgemeinen venösen Stauung. Die *labia majora* verdünnen sich und weichen auseinander. Die *labia minora* dagegen füllen sich mit Blut und dehnen sich so auf das 2- bis 3-fache aus und verlängern so den Vaginalzylinder. Sie ändern ihre Farbe von rosa zu hellrot. *Glans* und *Corpus clitoridis* schwellen an. Die Brustwarzen errigieren aufgrund von Kontraktionen in den Muskelfasern und die Brüste schwellen leicht an.

**2. Die Plateauphase:** Bei anhaltender Erregung bildet sich im äußeren Drittel der Vagina durch lokale Vasokongestion die orgasmische Manschette und verengt den Scheideneingang bis zu 30%. Die Klitoris zieht sich an den vorderen Rand der Symphyse zurück. Sie wird so durch die Schwellung der *labia minora* verdeckt und ist somit vor direkter Berührung geschützt. Der Uterus vergrößert sich um ca. 50% und richtet sich auf, so dass sich die Zervix von der hinteren Vaginalwand entfernt und somit Raum für Samenflüssigkeit geschaffen wird. Die Schwellung der Brüste nimmt in der Plateauphase zu. Die Brüste können um bis zu 25% anschwellen. Außerdem kommt es bei ca. 75% der Frauen zum sog. *sex flush*, d.h. auf der Haut zeigen sich rote Flecken. Grund dafür sind Veränderungen im Blutfluss an der Hautoberfläche.

**3. Der weibliche Orgasmus** ist gekennzeichnet durch rhythmische Muskelkontraktionen im äußeren Drittel der Vagina, also der orgasmischen Manschette, des Uterus und des *M. sphincter ani externus*. Die ersten Kontraktionen erfolgen sehr schnell hintereinander und sind von hoher Intensität. Im Verlauf nimmt die Frequenz und Intensität ab, und die Kontraktionen erfolgen in weniger regelmäßigen Abständen. Der *sex flush* intensiviert sich und es kommt zu unwillkürlichen Muskelkontraktionen in verschiedenen Körperregionen.

**4.** Während der **Refraktärphase** bilden sich die körperlichen Veränderungen der sexuellen Erregung und des Orgasmus wieder zurück. Die orgasmische Manschette bildet sich zurück, da durch die orgasmischen Muskelkontraktionen die venöse Stauung aufgehoben wird. Der Uterus geht in seine Ausgangsposition zurück. Die Vagina verkleinert sich wieder. Die Farbe der inneren Lippen wird wieder heller und die Klitoris „taucht wieder auf“. Die Schwellung der Brüste geht etwas schneller zurück als die Erektion der Brustwarzen. Der *sex flush* verblasst. Die Atmung ist oft noch beschleunigt, ebenso die Herzrate nach erlebtem Orgasmus. Beides normalisiert sich im Laufe einer ganzkörperlichen Entspannung.

Abb. 1: Der sexuelle Reaktionszyklus der Frau nach Masters und Johnson (1966)



Kinsey und seine Mitarbeiter (1953) waren die Ersten, die ein Model des sexuellen Reaktionszyklus präsentierten. Aufgrund ihrer Interviewdaten kamen sie auf drei Phasen, ähnlich den von Masters und Johnson beschriebenen, jedoch ohne die Plateauphase. Ein weiteres Phasenmodell stammt von Helen Kaplan (1979), einer Psychiaterin, deren Arbeiten über Sexualtherapie sehr viel Beachtung fanden. Sie versucht, mit ihren Erweiterungen des Modells von Masters und Johnson, psychologischen Aspekten der sexuellen Erregung, neben den physiologischen Faktoren, mehr Rechnung zu tragen. Sie ging davon aus, dass, um erregt zu werden, eine generelle Bereitschaft bestehen muss. Also geht der Erregungsphase die Phase des Begehrens bzw. der Appetenz voraus. Dem Orgasmusphase folgt nicht unmittelbar die Refraktärphase, sondern eine Phase der Befriedigung. Erst dann erfolgt das Abklingen der sexuellen Reaktion in der Refraktärphase (Kaplan, 1979). Grundsätzlich sei darauf hingewiesen, dass sich die Forschung noch immer am Phasenmodell nach Masters und Johnson (1966) orientiert, welches verschiedene Autoren zu Kritik veranlasst hat.

Exemplarisch sei im Folgenden auf die Arbeiten von Basson (2000, 2001, 2002) eingegangen. Die Autorin verweist darauf, dass Masters und Johnson Frauen untersucht haben, die im Labor untersucht werden wollten und die durch Penetration zum Orgasmus kommen. Basson kritisiert, dass diese Faktoren nicht auf die Allgemeinheit der Frauen übertragbar seien. Weiterhin weist Basson darauf hin, dass der Reaktionszyklus nach Masters und Johnson nur auf Frauen zuträfe, die am Anfang einer sexuellen Beziehung stehen (Basson, 2002). Bei Langzeitpartnerschaften wird von einigen Frauen innerhalb eines Zeitraums von einem Jahr bis hin zu einigen Jahren eine Veränderung bezüglich sexueller Erregung angegeben. Von 50 prämenopausalen Frauen in einer Studie von Cawood und Bancroft (1996) berichten nur zwei von sexuellen Gedanken, die häufiger als einmal pro Woche auftraten. 23 Frauen geben an, weniger als einmal pro Monat oder nie sexuell erregende Gedanken zu haben. Basson (2000) führt vier Gründe an, warum der sexuelle Reaktionszyklus nach Masters und Johnson (1966) auch mit der Veränderung durch Kaplan (1979) nicht auf beide Geschlechter anwendbar sei: Männer sind in Bezug auf Sexualität mehr von Testosteron, womit Bancroft einen physiologischen Trieb begründet, beeinflusst (Bancroft, 1989), während Frauen einen geringeren biologischen Zwang

haben, sexuelle Spannung abzubauen. Sexuelles Verhalten wird von Frauen daher nicht nur auf Grund erwarteter körperlicher Befriedigung oder dem Abbau sexueller Spannung gezeigt, sondern auf Grund weiterer, nicht rein sexueller Gründe, wie z.B. dem Bedürfnis nach Zuwendung, emotionaler Nähe und Erleben von Gemeinsamkeit etc.. Während also bei Männern das sexuelle Verhalten als abhängig von Trieben postuliert wird, sind Frauen beim Aufbau sexueller Erregung in stärkerem Maße von Kontextreizen abhängig (Basson, 2000). Ob ein Reiz sexueller Natur ist, wird registriert und im limbischen System verarbeitet. Innerhalb von Sekunden erfolgt eine messbare genitale Kongestion (Everaerd, Laan, Both & van der Velde, 2000). Für die sexuelle Erregung der Frau, mehr als für die des Mannes, sind nach Basson (2000) zusätzlich Kontextreize entscheidend, die simultan mit den sexuellen Stimuli kognitiv erfasst werden und die subjektive Erregung beeinflussen. Die Kognitionen können z.B. sexuelle Erwünschtheit, Verhütung, Sicherheit vor Krankheit, Schamgefühl, Emotionen, Erwartungen an sich und den Partner sein. Emotionen und Kognitionen modellieren den limbischen Prozess, dessen Ergebnis darüber entscheidet, ob die Frau den sexuellen Stimulus weiter fokussiert. Des Weiteren ist sexuelle Erregung bei Frauen eine stärkere subjektive Empfindung als bei Männern. Genitale Kongestion, gemessen mit vaginalem Plethysmographen, korrelierte wiederholt nicht signifikant mit der Wahrnehmung genitaler Erregung bei Darbietung visueller erotischer Stimuli und dem subjektiven Gefühl sexueller Erregung der Frau (Laan, Everaerd, van der Velde & Geer, 1995; Everaerd & Laan, 2000; Meston & Gorzalka, 1995). Viertens löst sich sexuelle Spannung bei Frauen nicht nur durch Orgasmuserleben. Vor diesem Hintergrund entwirft Basson (2002) einen Reaktionszyklus, in dem Frauen sexuelles Begehren eher reaktiv als spontan zeigen.

In neutraler Stimmung sucht oder nimmt die Frau sexuelle Stimuli, wie z.B. die Erregung des Partners wahr, und entwickelt dadurch den Wunsch nach sexuellem Kontakt. Diesen Wunsch formt sie in ihrem Sinne aus. D.h., ihr Begehren konkretisiert sich in dem Wunsch nach physischer oder subjektiver Erregung. Die folgende Erfahrung sexueller Befriedigung, emotionaler Nähe und die Befriedigung des Partners sind starke Motivatoren, das nächste Mal erneut zu reagieren. Manchmal werden die motivierenden Faktoren auch durch ein spontanes Lustgefühl begleitet. Dieses spontan entstehende Lustgefühl, ebenso wie das Lustgefühl, das aus der

Erregung der Frau erwächst, setzt Basson mit den Postulaten Kaplans (1979) des biologisch begründeten, spontanen Verlangens nach Sexualität und dem Verlangen, verursacht durch externe Reize, gleich.

Both und Everaerd (2002) üben Kritik an der Darstellung Bassons bezüglich der Annahmen zur Motivation. Basson zieht Triebmodelle zur Erklärung sexueller Motivation heran, was nach Both und Everaerd (2002) nicht mehr dem aktuellen Forschungsstand entspricht. Auch bewerten Both und Everaerd (2002) sexuelles Begehren immer als responsiv und führen an, dass es keine Notwendigkeit gibt, sexuelles Begehren von Frauen in Langzeitbeziehungen von dem in kürzeren Beziehungen zu unterscheiden.

### ***1.1.1. Soziokulturelle Einflüsse & Sexualität***

Sexualität unter einer soziologischen Perspektive zu betrachten, bedeutet zunächst, entsprechende Faktoren wie Alter, Gesundheit, Beziehung, Heirat, Fortpflanzung, Moralvorstellung, sexuelle Erziehung, Aufklärung, Wohnbedingungen, etc. in ihrem Einfluss auf Sexualität zu berücksichtigen. Damit wird die Sexualität dem rein biologischen, instinktiven Bild enthoben.

Tatsächlich verfügt eine Kultur bzw. Gesellschaft über eine Vielzahl von Möglichkeiten, ihre Mitglieder mit Normen und Sichtweisen über Sexualität zu prägen. Deutlich wird dies u.a. am Beispiel der Ehe, einer zum Teil von der Gesellschaft, zum Teil von der Religion auferlegten Institution, die sich als solche schon seit Jahrhunderten in den meisten Teilen der Welt durchgesetzt hat. Sie bestimmt über die sexuellen wie auch die reproduktiven Rechte und ist zumeist staatlich durch Gesetze oder religiös durch einen Gott legitimiert. In vielen, vornehmlich christlich geprägten Gesellschaften, fordert die Ehe Monogamie, die zum Teil selbst den Witwen eine neue Heirat verbietet. In den Rechten und Pflichten von Ehepartnern spiegeln sich Anschauungen zu Moral, Liebe und Reproduktion, die eine Gesellschaft den Ehepartnern auferlegt, in großem Maße die Sichtweise dieser Gesellschaft über Sexualität wieder. Kon (1987) gliedert Analyseansätze zur Erläuterung des Zusammenhangs von Sexualität und Sozialisierung in drei verschiedene Betrachtungsebenen: die makrosoziologische, die mikrosoziologische und die semiotische Ebene. Die makrosoziologische Betrachtungsebene beschreibt

sexuelles Verhalten und Einstellungen zur Sexualität als Funktion von Gesellschaftsstruktur, Alter und Schichtzugehörigkeit, Machtverteilung, Familienstand, Sozialisation usw.. Hier wird versucht, relativ stabile, sich wiederholende Formen sexueller Standards zu etablieren und damit Aussagen über die Gesamtheit einer Gesellschaft zu machen. Individuelles Verhalten wird als Produkt von Sichtweisen, Interaktionen und Veränderungen im makrosozialen System der Gesellschaft betrachtet. Die zweite Ebene nach Kon (1987) bezieht sich auf die Semiotik, d.h., es werden sprachliche sowie nichtsprachliche Zeichen zum Gegenstand der Betrachtung. Kunst, Religion und Sprache als Ausdruck einer Gesellschaft oder Kultur gewertet, ihre Sichtweise von Geschlecht und Sexualität darzustellen. Eine dritte Betrachtungsebene ist die mikrosoziologische Ebene. Hier sind der Symbolische Interaktionismus Meads (1955) oder die Theorie der „*Sexual Skripts*“ nach Simon und Gagnon (1977) zu nennen. Die Autoren schlugen vor, die soziokulturelle Konstruktion von Sexualität zu untersuchen. Mit ihrer Theorie der „*Sexual Skripts*“ schufen sie eine Verbindung zwischen der normativen sexuellen Betrachtung in einer Kultur und den Mitgliedern dieser Kultur. Das sexuelle Verhalten wird in dieser Betrachtungsebene als individuell, veränderbar und kreativ erachtet. Es basiert auf dem gegenseitigen Informationsaustausch der Partner und deren Übernahme bestimmter Rollen in der sexuellen Beziehung. Sexuelle Skripts sind sozial erlernte Programme sexuellen Reagierens. Sie enthalten, üblicherweise unausgesprochene, Anweisungen darüber, was, wann, wie, mit wem oder mit was und warum zu tun ist. (Simon & Gagnon, 1973). Über die gesamte Lebensspanne hinweg werden mittels sozialer Interaktion unterschiedliche Aspekte zu einem Skript aufgenommen, welches Werte und Einstellungen einer Person definiert. So bildet sich eine generelle Orientierung zur Sexualität, welche soziale Normen, individuelle Erwartungen und Verhaltensweisen begründet (Zimbardo, 1995). Dies geschieht zum einen über die Kultur einer Gesellschaft, die Normen und Vorstellungen zwischenmenschlicher Beziehungen beschreibt. Es existieren dazu eine Vielzahl von Informationsträgern, wie beispielsweise Religion, Massenmedien, Literatur, Gestaltung sexueller Aufklärung etc., die Ziele und Objekte sexueller Begierde und damit verbundene Rollenerwartungen transportieren. Ein zweiter Bereich neben der Kultur ist die Auseinandersetzung des Einzelnen mit der gesellschaftlichen

Betrachtungsweise von Sexualität (Simon & Gagnon, 1987). Es müssen hier sowohl eigene Definitionen, Ziele und Wünsche überdacht, als auch Grundlagen für das Verständnis der Anschauung anderer geschaffen werden. Gleichzeitig ergeben sich Forderungen an den Anderen, die aus der eigenen Definition von Sexualität erwachsen. Hier spielt ein dritter Bereich hinein, der der intrapsychischen Vorgänge. Was motiviert uns zu sexueller Erregung und wodurch wird diese aufrechterhalten? Sexuelle Skripts sind also durch verschiedene Prozesse definiert, so dass sie zu unterschiedlichen Ergebnissen führen können. Je weiter sich zwei Partner in ihren sexuellen Skripts voneinander unterscheiden, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit von Missverständnissen..

Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts sprach man von einer sexuellen Revolution, als die Daten verschiedener Studien (Kinsey et al., 1953; Kon, 1982; Kozakiewicz, 1981; Reiss, 1967) zu sexuellem Verhalten der Menschen mehrerer „Industrielländer“ miteinander verglichen wurden. Es zeigte sich, dass Frauen kontinuierlich stärker Anteil an der Ausgestaltung sozialen Lebens in der Öffentlichkeit genommen und sich Räume in Bereichen erstritten hatten, die bis dahin allein durch Männer dominiert worden waren. Traditionen, die allein auf Geschlechtsunterschieden basierten, wurden zugunsten weiblicher Interessen verändert. Damit brachen kulturelle Sichtweisen zum Geschlechtsunterschied auf, die sich auch auf die Darstellung der Sexualität auswirkten. Deutlich wird dies wieder einmal an der Umstrukturierung der Institutionen Ehe und Familie. Die Instabilität ehelicher Verbindungen wuchs, geschlechtsspezifische Rollen der Eheleute wurden neu überdacht, vermehrt wurde individuell Einfluss auf Partnerwahl und „Lifestyle“ genommen. Die Beziehungen zwischen Familienmitgliedern wurden unter psychologischen Gesichtspunkten betrachtet und behandelt. Die Pflicht zur Ehe wurde abgemildert in eine Tendenz zu partnerschaftlichen Gemeinschaften und der Betonung der Bedeutung von Gefühlen. Gleichzeitig fand ein Anstieg der Scheidungsraten statt. Die Ehe verlor den Anspruch lebenslanger Dauer.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es einen starken Trend zu individueller Autonomie gibt (Kon, 1987). Dieser schlug sich in einer Liberalisierung der gesellschaftlichen Darstellung von Sexualität nieder. Anschaulich wird dies z.B. in der Debatte um die Legalisierung der Abtreibung oder der Prostitution.

Das Bild, das sich eine Gesellschaft von der Natur macht, spiegelt „das Gesellschaftliche der Gesellschaft“ (Walter, 1999, S. 29) wieder. Walter (1999) erklärt Sexualität unabhängig vom biologischen Standpunkt, weil er ihn einem zeitgebundenen Ordnungsdenken unterworfen sieht. Nach Walter gilt es, „...den Sex wieder bevorzugt zu einem Thema ethischer und ästhetischer Diskussionen zu machen.“ (Walter, 1999, S. 26) Anschaulich verdeutlicht Walter seine Sichtweise anhand des Wandels des Sprachgebrauchs für sexuelle Begriffe, insbesondere des Begriffs „Orgasmus“, dessen Verständnis sich immer an dem biologischen Erklärungsmuster sexueller Vorgänge der entsprechenden Zeit festmacht. Foucault (1979) brachte diese Idee in einen philosophischen Zusammenhang mit dem Gedanken, bereits die Vorstellung der Sexualität sei ein soziales Konstrukt. So hatte z.B. der Begriff „Orgasmus“ im Mittelalter und der frühen Neuzeit keine Entsprechung. Es galt als gegeben, Lust zu empfinden, allerdings war die Ausgestaltung der Lust eher nebensächlich. Foucault betrachtet es als ein Zeichen der Moderne, Lust in Teilbereiche wie den körperlichen Vollzug oder Orgasmus zu trennen. Er bewertet das biologische Erklärungsmodell „Sexualität“ als historisch entstanden und hält es für spätere Zeiten nicht anwendbar. Foucault nennt es „Diskursivierung des Sexes“, wenn er sagt, dass in der Geschichte medizinisches, psychiatrisches und juristisches Wissen dazu dient, sexuelles Verhalten nutzbar zu machen. Da das psychosomatische Wahrnehmungsmuster, das wir heute als Orgasmus deklarieren, im 15. und 16. Jahrhundert nicht beschrieben wurde, vermutet Walter, dass kulturspezifische Vorstellungen von Sexualität die Sichtweise des Einzelnen so nachhaltig prägen, dass selbst Erlebnisse, wie der Orgasmus, nur kulturspezifisch existent sind.